

Basel in Netz - Ins Netz gegangen..

Autor(en): Lukas Holliger
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 2000

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/50ff05c4-31ed-4960-a627-da34a15064d5>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Der literarische Essay im Basler Stadtbuch

Für Janine Damitow

Ich erinnere mich an ihre Augen, im Sandkasten, sie spielte mit der roten Schaufel. Mit dieser Schaufel grub sie tiefe Löcher, legte, wenn ich wegsah, Äste darüber, feine Netze, Blätter und schüttete Sand auf. Der ganze Sandkasten voller Fallen für meine Feuerwehrgewagen. Ich weinte, sobald ich von meiner Mutter in den Park geschickt wurde, um mit Annabelle zu spielen. Wenn ich meine Feuerwehrgewagen-Flotte auffuhr, seilte ich sie an, damit sie aus den Fanggruben leichter zu bergen war. Leider hatte Annabelle gespreizte Scheren über die Löcher gelegt, an deren Klängen die Seile sofort wie Zwirnfäden rissen. Meine besten Feuerwehrautos gingen in Annabelles Abgründen verloren.

Trotzdem: Annabelles doppelte Böden und ihre funkelnden, oszillierenden, kaleidoskopartigen Augen, vierdimensional sozusagen, hatten es mir angetan. Am ersten Tag war ich verliebt und später sogar bereit nicht nur Feuerwehrgewagen zu opfern. Als wir das erste Mal miteinander schliefen, erinnerte ich mich im

ungünstigsten Moment an die Scheren über ihren Sandkastenfällen, und die Nacht endete im Desaster. Annabelle war nie bereit, ihre doppelten Böden zuzugeben, angesprochen auf ihre Hinterlist, warf sie einen Blick grösster Selbstverständlichkeit, und mit einem Schlag schenkte ich ihr mein ganzes Arsenal an Vertrauen, das ich, sozusagen aus Notwehr, heimlich hinter ihrem Rücken, idealistisch, bald fanatisch, gezüchtet hatte. Ich wusste, um Annabelle zu beherrschen, musste ich für jedes zerbrochene Vertrauen ein neues aus der Tasche zaubern können; also sammelte und katalogisierte ich meine Vertrauen in meinem Kopf und übte mit gedanklichen Handgriffen das Fechten. Wenn Annabelle schlief, untersuchte ich ihre Hosenbeine. Ich vermutete in ihnen Wendeltreppen in andere Welten. Ich wettete, sie sei verheiratet mindestens mit einem Inder, Franzosen und mehreren Liliputanern, die bequem unter ihren Haaren Platz fanden und ihr, während wir in teuren Restaurants sassen, unverschämt zärtlich den Nacken küssten.

Annabelle hatte es über all die Jahre verstanden, gleichzeitig aussen und innen zu sein. Das mag verwirrend klingen, war aber philosophisch gesehen simpel. Wer in ihre Augen schaute, verstand sofort, wovon ich sprach. Ihre Pupillen leuchteten, als befände man sich nicht hier auf der Welt, sondern im Gegenteil und grossartig verkleinert in ihrem Augäpfel drinnen und als blicke man auf die Iris wie auf eine lichtdurchflutete Fensterrose. Das heisst, der Ort, an dem man sich mit Annabelle befand, war nicht beispielsweise das Esszimmer, sondern ihr Inneres, also eine Welt, die selbst den Liliputanern verschlossen bleiben musste. Da gab es einen zentralen Lift, der über zwei Kreuzgänge, verhängt mit mehrdeutigen Hirnklappen, von den beiden Augäpfeln, den Toren zur Aussenwelt (oder Innenwelt?), erreicht werden konnte. Mit diesem Lift durfte ich allerdings nur fahren, wenn Annabelle gut gelaunt war. Und natürlich war völlig klar, dass sie mir das nur gestattete, weil der Lift gerade mal in die obersten Stockwerke ihrer hundertbödigen Existenz führte. Es gab Momente, da lagen wir miteinander im Bett, und ich wusste plötzlich nicht mehr, lag ich neben oder in oder unter oder um sie herum, und wo ich den Kopf hinausrecken würde, wenn ich ihn in ihren Nabel getaucht hätte. Selbstverständlich war auch ihr Nabel nichts anderes als eine mit Sand, Blättern und Scheren präparierte Falle. Annabelle hätte mich jederzeit mit ihrer scherenhaften Hinterlist guillotiniere können.

Das Schlimmste aber war, dass mittlerweile alle meine Freunde – ich konnte ja die Klappe nicht halten – aus purer Neugierde in Annabelle verschwunden waren. Sie hatten es sich nicht verkneifen können, bei irgendwelchen Geburtstagen oder Taufen unserer Kinder, die übrigens Annabelle aufs Haar glichen, an meiner Frau herumzufingern, in ihre Ärmel hineinzugucken, zu prüfen, ob die Halskette nicht in Wirklichkeit einen Schraubverschluss kaschierte, und gingen dabei meist mitsamt Aktentasche oder Regenschirm verloren; ohne sich zu verabschieden, geschweige denn mich später anzurufen, was technisch gesehen – Annabelle war in und auswendig mit einer fortschrittlichen Infra-

struktur versehen – möglich gewesen wäre. So lebte ich mit meiner Frau sehr einsam, und nur ab und zu machte ich den hilflosen Versuch, einen vorübergehenden Polizisten zu beauftragen, mal in oder um meine Frau herumzupatrouillieren, ob da nicht doch noch eine Tante, ein Onkel, eine Cousine von mir zu finden sei. Die letzten Jahre nun hatte ich es mir in der Kniekehle meiner Frau bequem gemacht und übte mich im Ruhestand, was gar nicht so einfach war, denn in Annabelle war jüngst die Tanzleidenschaft erwacht. Das nötigte mich zu unfreiwilligen Rumpfbeugen und bescherte mir rasch eine Bauchmuskulatur, die so manchen Kerl neidisch gemacht hätte – wäre denn da überhaupt noch einer gewesen.

Immerhin, und ich gebe zu unerwartet, gab es aber in Annabelles Kniekehle ein Kino. Wahrscheinlich war es ihr aus Versehen beim Zwiebel-schälen gewachsen. Das musste mit ihrer polyvalenten Psyche zusammenhängen, dass sie es liebte Zwiebeln zu schälen, bis nichts mehr von ihnen übrig war und ihr die Tränen, jede einzelne ein Ozean mit einem versunkenen Atlantis am Grund, glücklich herunterliefen. Aus den nassen Bahnen wuchsen dann solche Kinos, neue Kreuzgänge, Wendeltreppen, weitere Augäpfel und Aprikosenhäuser. Während also Annabelle tanzte, nahm ich brav meine Rumpfbeugen in Kauf und sah mir Filme an, die möglicherweise identisch waren mit den übertriebenen Träumen meiner Frau. Jedenfalls begann mir die Ehe mit Annabelle allmählich Spass zu machen.

Eines Tages, ich spielte wieder mit den Zehen am unteren, sich langsam schon ungeduldig aufrühlenden Rand der Kinoleinwand, ertastete ich da mehrere, in die Kniekehle meiner Frau eingelassene Würfelchen. Sofort vollführte ich eine meiner inzwischen extremen Rumpfbeugen und steckte meine Nase unter den Rock. Die Würfelchen waren Tasten, sorgfältig beschriftet von A bis Z und allesamt verwachsen mit einer dieser drahtigen Sehnen, wie sie seit dem Tanzunterricht überall in Annabelles Gelenken hervortraten und eine erhebliche Verletzungsgefahr darstellten. Ausserdem konnte man da verschiedene Menüs anwählen und die Pro-

jektionen auf der Leinwand mir nichts, dir nichts, zum Beispiel auf den Kopf drehen. Und das war längst nicht alles. Bei einem besonders langweiligen Stummfilm – Annabelle träumte, um mich zu ärgern, alle Krimis ohne Ton – gelang es mir, den Mörder im letzten Augenblick auf ein Schiff zu schmuggeln.

Unbegreiflicherweise zeigte der Film anschließend die ganze siebzehnstündige Meeresüberfahrt, und nicht nur ich litt bei dem schon nicht mehr für möglich gehaltenen Anlegemanöver an einer unendlichen Seekrankheit, sondern mit einiger Genugtuung hörte ich, wie sich auch Annabelle mehrere Male übergeben musste und aber leider, indem sie auf den Knien, und wie ich meine, länger als nötig, vor dem Klo sitzenblieb, mich von der ganzen frischen Seeluft abschnitt.

Trotzdem: die zahlreichen Möglichkeiten, aus meinem Kniekehlenexil eine gewisse Macht über Annabelle zurückzuerlangen, entgingen mir nicht. Zusammengeklappt wie ein ausgemustertes Gästebett lag ich ab jetzt vor der Tastatur, das Kinn auf meine unerwartet bequemen Zehen aufgestützt, und schrieb in langen Nächten den Mörder um in einen Don Juan. Annabelle, die die Angewohnheit hatte, sich in all ihren Krimis unter die Statisten zu mischen (freilich um dort unübersehbar zu bleiben), sollte, so sah es mein Plan vor, auf dem Festland als Erstes mit diesem Don Juan zusammenstossen und seiner Erscheinung mit Haut und Haar erliegen. Mein Don Juan sollte in der Lage sein, die Liliputaner aus ihren sämtlichen Körperhöhlungen zu vertreiben; aus den beiden zuckersüssen Grübchenfalten ebenso wie aus den als Versteck besonders geeigneten Dauerwellen. Es schwebte mir eine Annabelle vor, die sich der Welt und ihren Tanzstunden vollständig verschloss, im Keller stand und möglichst die einschläferndsten Weine trank, um schnell den Schlaf und mit ihm den unvermeidbaren Traum von meinem Don Juan wiederzufinden. Zudem war ich mir sicher, dass es keinen geeigneteren Platz für Inspiration geben konnte als die zarte Kniekehle meiner Frau. In der Tat: ich haute flott in die Tasten und kam mächtig in Fahrt. Don Juan übertraf schon wenige Sekunden nach

seiner Geburt sämtliche literarischen Vorläufer. Nicht nur, dass er alle Eigenschaften in sich vereinigte, die ich selber, zumindest ex negativo, in mir trug; meinem stolzen Don Juan glühte auch dieses magische Etwas um die Mundwinkel, das Frauen auf einen Schlag erröten lässt. Wirklich: als er von Bord ging und pünktlich mit der Statistin zusammenstiess, blieb ihr während Minuten der Mund so weit offen stehen, dass es für meine Freunde – hätten sie noch über Geistesgegenwart verfügt – ein Leichtes gewesen wäre, endlich mitsamt Aktenkoffer und Regenschirm in die Freiheit zurückzukletterten.

Was ich nicht vorausgesehen hatte, das war, dass auch Don Juan der Mund eine Ewigkeit sehr unintelligent offen stand. Annabelles funkelnde, oszillierende, kaleidoskopartige Augen, vierdimensional sozusagen, hatten es ihm angetan. Er errötete wie eine Wange nach der Ohrfeige und geriet so sehr ins Stottern, dass die Statistin kein Wort meiner soufflierten Sätze verstand und ihn für einen Einheimischen halten musste.

Aber ich hatte Glück, sie schien sich mit Einheimischen gut verstehen zu wollen. Mit einem freien Schmunzeln – oh verführerische Annabelle – verschliefte sie ihren Arm in seinen und spazierte mit ihm die Mole entlang. Dabei stellte sie kurze Fragen, vergass jedesmal sogleich, wonach sie gefragt hatte, und zu allem Überfluss haftete über ihrem linken Grübchen eine einzelne, verlorene, süsse Wimper. Ich verfolgte auf der Leinwand jede ihrer Regungen und schrieb Don Juan die entsprechenden Wörter in den Mund. Dass die beiden ohne mein Zutun tuschelten, störte mich erst, als es zu spät war. Die Statistin hatte meinem Don Juan eine heisse Zungenspitze ins Ohr gesteckt, und ich durfte zusehen, wie seine Beine in ein Zittern gerieten, von dem ich nicht sagen konnte, ob es seiner Erregung oder bereits einer unkontrollierbaren Nervosität zuzuschreiben war. Obwohl ich mit einigen Tastenkombinationen sein linkes Knie stabilisieren konnte, knickte er mit dem rechten schon ein. Die Statistin küsste ins Leere, kam ins Torkeln und fiel, nach einer unwirklichen Drehung ihres Oberkörpers, kopfüber und nicht

ohne dramatisches Geschrei ins Wasser. Ich versuchte sie im aufgerollten, unteren Rand der Leinwand ausfindig zu machen und zusammen mit dem Wasser in mein Bierglas zu schütten, da hatte Don Juan schon ein Fischernetz nach ihr geworfen und sie, gepolstert von kleinen Silberfischen, aus dem Hafengewässer gehievt. Die Brühe lief ihr aus Haar und Hosenbeinen. Und während Don Juan durch die Maschen des Fischernetzes ihre Hüfte berührte, sahen sich die beiden lange nur an und sagten kein einziges Wort. Dann küsste Don Juan die Statistin auf den Mund und spürte, wie in ihrer Zunge die Liebe pochte. Das machte mich misstrauisch.

Ich ahnte, dass dieses ideale Liebespaar vielleicht mit mir und Annabelle nichts gemein hatte. Möglicherweise war diese Statistin nur die umgeschriebene Krimiheldin eines Lilliputaners (oder dessen Vettters), der, eingeklemmt unter der linken Brust Annabelles, ebenfalls eine Tastatur entdeckt hatte. Die wirkliche Annabelle hatte in der Zwischenzeit weiter ihre Tanzstunden genommen, mindestens einen internationalen Wettbewerb gewonnen, ein zweites Mal geheiratet und weitere gesunde Kinder zur Welt gebracht, die alle entweder schon zur Schule gingen, ihre ersten Milchzähne bekamen, oder aber in grosszügigen Sandkästen mit angesellten Feuerwehrwagen spielten.

Zu früh hatte ich mir eingebildet, das Geschehen auf der Leinwand stünde in irgendeinem Zusammenhang mit den Träumen oder gar dem Alltag meiner Frau. Diese Arm- und Kniekehlenkinos zeigten im Gegenteil ganz und gar abwegige Liebesgeschichten; deshalb beschloss ich, das Kino zu verlassen und mir selber einen Überblick zu verschaffen.

Keine einfache Aufgabe, wie sich herausstellte. Es galt, mit den Fingern die Kniescheibe abzutasten und sich dann geschickt zwischen Fleisch und Knochen festzukrallen, einen Klimmzug zu vollführen, der es an Kraft mit meinen Rumpfbeugen aufnehmen konnte, und schliesslich, kopfüber in Annabelles Hosenbein hängend, ihren Oberschenkel wie einen Pferderücken zwischen meine Beine zu bekommen. Auf Steigbügel und Seilzeug

verzichtend, mit froschartigen Bewegungen, die mir jedesmal Annabelles Hosenstoff über den Hinterkopf zogen, arbeitete ich mich, ohne auf Eleganz zu achten, in Richtung ihrer Augen. Das Bein, das ich kletternd umklammerte, mündete endlich in den stabileren Rumpf. Ich wählte den kürzesten Weg. Zwar musste ich ohne Tageslicht auskommen, verwechselte aber nie unten und oben und fand einigen Gefallen daran, wie ein Trapezkünstler, der ins Netz gefallen war, mit elastischen Schritten über die weichen Organe meiner Frau zu stapfen und wie dieser Artist nach der Strickleiter nach ihrer Wirbelsäule zu greifen. Nach wenigen Griffen war mir die Konstruktion der Knochenleiter vertraut wie dem Eichkätzchen seine Tanne, und oben angelangt steckte ich meinen Kopf in Annabelles Hals, der folglich, wie an einem Kropf erkrankt, ihrem aktuellen Gatten missfallen musste. Womöglich hatte ihr der Gatte soeben im Nacken eine Halskette verschliessen wollen, die jetzt viel zu kurz war und nach einem weiteren Dutzend teurer Perlen schrie. Ein Lachen konnte ich mir nicht verkneifen, staunte aber über das furchterregende Echo, das in Annabelles Körper nachhallte.

Die Sache begann unheimlich zu werden. Ich musste an meinen glücklichen Don Juan denken, und was er jetzt wohl Ideales mit der Statistin anstellte, doch hatte ich Wichtigeres zu tun: es galt Annabelles Augen zu besteigen und endlich einen Blick in ihren wahren Alltag zu riskieren. Noch bevor ich einen Plan über die optimalen Klettertechniken gefasst hatte, hörte ich dieses vertraute Räuspern meiner Frau, das jedesmal in ein Niesen überging. Ich glaube, es war eine ihrer Nasenhöhlen, in der ich, taub vom Niesgeräusch, wieder zur Besinnung kam und wo ich dem Inder begegnete. Er machte keinen gesunden Eindruck, litt an einer Blasenschwäche und starrte in eine Höhlung der Schleimhaut, wo ich ein kleines Kino entdeckte. Auf der Leinwand war mein Don Juan damit beschäftigt, die auf die Knie gesunkene Statistin mit rohen Silberfischen zu füttern und in die Kamera zu grinsen. Ich liess den Inder, der von dieser Szene restlos begeistert war, stehen und kümmerte mich um die Schale des genau über uns liegenden Aug-

apfels. Ich verstand schnell: Alleine war das nicht zu schaffen. Der Inder musste mithelfen; zudem hatte er das bessere Gebiss. Kein Leichtes, einen cineastischen Inder davon zu überzeugen, dass es lohnender sei, die Schaufelzähne in die Lederhaut eines Augapfels zu schlagen als einer halb-nackten Frau zuzusehen, wie sie einen Fisch nach dem anderen verschlang. Ich musste ihm bei meiner ganzen Anwesenheit versprechen, dass hinter der Lederhaut ein Ausblick zu geniessen wäre, besser als in jedem Schleimhautkino. Mit einem prächtigen Knacken barst der Augapfel unter dem Druck seiner Schaufelzähne der Länge nach auf, und wir wurden überflutet von einem blauen, fluoreszierenden Licht.

Leise kletterten wir in den Glaskörper hinein, und gleich mussten wir beide zugeben: wir waren fasziniert. Annabelles funkelnde, oszillierende, kaleidoskopartige Augen, vierdimensional sozusagen, hatten es uns angetan. Nachdem wir uns erschöpft in die weiche Netzhaut gelegt hatten, schwiegen wir andächtig, fielen wenig später sogar in tiefen Schlaf. Am nächsten Morgen bekamen wir eine unscharfe Ansammlung von auf dem Rücken oder Bauch liegenden «E»s zu sehen. Dem Inder schiens zu gefallen. Jedenfalls trommelte er sich bei jedem «E» auf den Bauch. Als ich aber den auf dem Kopf stehenden Augenarzt sah, wurde ich wieder schläfrig, und ich konnte nicht entscheiden, ob es ein Traum oder die Wirklichkeit war, als der Augenarzt mich und den Inder mit einem riesigen Laser ins Visier nahm, während sich langsam aus seinem Mundwinkel eine angespannte Zungenspitze schob. Der ganze Glaskörper glühte rot auf, als hätte jemand ein bengalisches Feuer entfacht, und es schien mir, als verflüssigte ich mich in der Hitze. Nur meine beiden Pupillen blieben, wie die Punkte auf einem Schmetterlingsflügel, unversehrt auf der Netzhaut zurück. Mit ihnen starrte ich fortan durch Annabelles Augenlinse und hielt auf dem weitläufigen und im Kronleuchterlicht funkelnden Tanzparkett Ausschau nach möglichen Rivalen.